

Nürnberg: Rehwild-Symposium

Rehe sind ihre eigenen Manager

Dem einen ist es zuviel, dem anderen zu wenig, dem dritten zu leicht, dem vierten sind seine Gehörne zu schwach. Irgendwie kann es das Rehwild offenbar keinem recht machen. Für den Landesjagdverband Bayern (BJV) Grund genug, dem Rehwild eine Vortrags-Tagung in Nürnberg zu widmen.

Andreas David

Abgesehen von Hochgebirgsregionen oberhalb der Baumgrenze gibt es wohl kaum Reviere in Deutschland, in denen Rehwild nicht zumindest als Wechselwild vorkommt. Es nutzt Vorgärten menschlicher Siedlungen, Parks und Friedhöfe ebenso wie Wald und Feld. Seine Vitalität und Anpassungsfähigkeit talt ihm voraus, und mit einer Jagdstrecke von

über einer Million pro Jahr seit 1992 hat das Reh jene der klassischen Niederwildarten wie z. B. des Feldhasen in der Bundesrepublik weit hinter sich gelassen. Längst ist der kleine Traghirsch zum bedeutendsten Jagdwild Deutschlands und Mitteleuropas geworden.

Doch trotz seiner Häufigkeit und Verbreitung und trotz intensiver Forschung stellt die Bio- und Ökologie der Rehe Wildbiologen, Forstleute und

Jäger stets erneut vor Fragen und Probleme. Und ungeachtet aller Freuden, die das Rehwild den Jägern und Nichtjägern unseres Landes bereitet, steht es nach wie vor im Mittelpunkt heftiger Diskussionen und ist nicht selten der Anstoß nachträglichen Argers und Streits. In Bayern allemal – wird doch jedes vierte Reh der Gesamtstrecke im Freistaat erlegt.

Über 450 Besucher, private Jäger, Forstbeamte, Politiker

und Wissenschaftler, zeigten, daß der BJV im Rahmen seines Service „Wissenschaftliche Erkenntnisse für die Jagdpraxis“ mit dem Nürnberger Rehwild-Symposium erneut den jagdpolitischen Nerv in Bayern getroffen hatte. Ist das Reh doch vielerorts Auslöser kriegsähnlicher Beziehungen zwischen Forstbediensteten und Jägern.

Den bedeutendsten Beitrag zur Objektivierung und Entkrampfung dieses Konfliktes



leistete Prof. Friedrich Reimoser (Wien) mit seinem Vortrag zum Thema „Waldbau, Wildverbiss und Rehwild“. Für erhöhte Adrenalinausschüttung angesichts einzelner oder auch mehrerer verbissener Bäume besteht zunächst kein Grund. Viel wichtiger ist es, auf die nicht verbissenen Bäume im Bestand zu achten! Wildverbiss ist vorerst noch kein Schaden.

In einer ebenso einfachen wie logischen Vorgehensweise

erläuterte Reimoser, wann Wildverbiss zum Wildschaden wird (s. Abb. S. 14). Unabhängige Voraussetzung für das Entstehen von Wildschäden an der Waldvegetation ist eine klare Definition waldbaulicher Soll-Zustände und Ziele. Nur durch einen Soll-Ist-Vergleich lassen sich Wildschäden definieren.

In diesem Zusammenhang bieten geeignete und ungeeignete Vergleichsflächen (Weiserflächen) zwar nutzbare Hinweise

Ihre Anpassungsfähigkeit ist sprichwörtlich. Längst gehören Rehe zum alltäglichen Bild der Kulturlandschaft

se, doch darf der Zustand in den Gärten nicht zum Sollwert erhoben werden. Einerseits entstanden die Verhältnisse im Zaun unter völlig unnatürlichen Bedingungen (Wildausschluss), andererseits werden der Aufwuchs auch im Gatter zuwachsen deutlich von den Zielen naturgemäßer oder naturnaher Waldbäuhaltungen ab.

Nicht immer sind hohe oder überhöhte Wilddeuten der Auslöser für Verbissprobleme. Die Attraktivität für das Wild und die Wildschadenanfälligkeit des Waldes selbst spielen in diesem Wechselspiel ebenfalls gewichtige Rollen. Bestimmte waldbauliche Praktiken provozieren Verbiss- und Schnalsschäden in höherem Maße, selbst bei

Foto: Manfred Dahnke

geringen oder sehr geringen Wilddichten. Kleinflächige Kahlschläge z. B. mit nachfolgender Pflanzung sind besonders problematisch.

Es gilt, das menschliche Denkschema zur Rolle des Schalenwildes in Waldlebensräumen zu überdenken. Prof. Rei-

arten bis hin zur völligen Unterbindung der Waldverjüngung durch extremen Verbiß, sind gut untersucht und Gegenstand vieler Diskussionen. Über positive Funktionen des Schalenwildes im Ökosystem Wald, z. B. Samenverbreitung und Eintreten von Pflanzensamen

Standpunkt

Re(h)alistisch bleiben!

Im Rahmen des Nürnberger Rehwild-Symposiums wurde erneut deutlich, daß Wildtiermanagement stets ein Problem von Menschen *untereinander* ist. Wildtiermanagement ist vor allem das Abwägen *menschlicher* Interessen.

Es ist das Verdienst der BJV-Verantwortlichen, sich bei der Auswahl der Referenten und Vortragsthemen auch Gedanken um die Probleme und Ansprüche gemacht zu haben, die das *Rehwild* mit dem Menschen und an seine Lebensräume hat.

Es lohnt sich, viele eigentlich banale Dinge und Abläufe sowie Veränderungen im gemeinsamen Lebensraum einmal aus der Reh-Perspektive zu betrachten. Versetzt man sich gezielt in die Lage der Rehe, in ihren Aktivitätsrhythmus und verinnerlicht ihre Rolle im Ökosystem (Wald), können sich jagdlich und waldbaulich ganz andere Lösungen ergeben, als die heute üblichen. Das Positive daran ist, daß meist Jäger *und* Rehe davon profitieren.

Rehe bevölkern seit mindestens 25 Millionen Jahren in ihrer heutigen Form unsere Erde – Rehe haben schon viel mitgemacht. Derart tiefgreifende Lebensraumveränderungen in kurzer Zeit, wie sie der Mensch in den letzten etwa 1400 Jahren seit Beginn der großen Waldrodungen vollzog, haben aber selbst Rehe zuvor noch nicht erlebt.

Sie haben alles unbeschadet überstanden. Im Gegenteil – sie haben daraus sogar erheblichen Nutzen gezogen. Und sehr wahrscheinlich gab es nie und nirgendwo Rehwild in einer derart hohen Zahl wie in den letzten Jahrzehnten in Mitteleuropa. Dafür sollten wir dankbar sein – egal ob Jäger oder nicht.

Daß es je nach Interessenlage für einige unter uns hier und dort auch zu viele Rehe waren oder sind, entbindet uns nicht davon, den „kleinen roten Nachbarn“ vernünftig und mit Achtung zu behandeln. Hören wir also endlich auf, das Reh als „Problemtier“, „Waldfresser“ oder „Knospenbeißer“ zu sehen.

Andreas David

moser: „Die möglichen negativen Einflüsse des Schalenwildes, wie die Baumarten-Entmischung durch selektiven Verbiß oder das Fegen seltener Baum-

in den Boden oder die Verbesserung der Überlebensmöglichkeiten von konkurrenzschwachen Arten durch selektiven Verbiß von konkurrenzstarken Arten, liegen bisher nur wenige konkrete Untersuchungsergebnisse vor. Es wurde jedoch – im

Wildschaden oder nicht?

Diagnoseschema für Waldbestand
(Beispiel: verbissener Einzelbaum)

1. Verjüngungsnotwendiger Bestand?	JA	NEIN
2. Zielbaumart	JA	NEIN
3. Unverbissene Bäume in nicht ausreichender Anzahl	JA	NEIN
4. Baum durch Verbiß geschädigt? (Wachstum, Qualität, Konkurrenzkraft) (Toleranzgrenzen)	JA	NEIN
5. Schaden durch Wild bewirkt? (Definition „Wild“ nach Jagdgesetz)	JA	NEIN

↓
Wildschaden!

Noch immer erfolgt die Definition von Wildschäden am Wald vielfach „per Götterblick“. Zur Versachlichung der Diskussion kann das obige Schema beitragen

Gegensatz zu den negativen Auswirkungen – auch nur selten danach gesucht. Ein schalenwildbedingter Nutzen am Wald wurde in Forschung und Praxis bisher kaum in Betracht gezogen oder sogar für unmöglich gehalten. Neuere Untersuchungen zeigen aber immer deutlicher, daß auch positive Auswirkungen der großen Pflanzfresser die natürlichen Gemeinschaften oft tiefgreifend formen. Die Erforschung dieser Beziehungen eröffnet der Ökologie Möglichkeiten, die vor einigen Jahren noch unvorstellbar waren.“

Auch Prof. Anton Fischer, Geobotaniker an der Uni München, wies in seinem Vortrag zum „Einfluß des Schalenwildes auf die Bodenvegetation“ darauf hin: „Bei selektiver Besezung bestehen sehr unterschiedliche Wechselwirkungen zwischen Wild und Vegetation. Ob bei einer Änderung der Schalenwildichte eine Erhöhung oder Absenkung der Artenvielfalt in der Waldvegetation eintritt, hängt von der speziellen Ausgangssituation des Pflanzenbestandes ab und unterliegt keiner generellen Regel.“

Dr. Michael Petrak, Leiter der Forschungsstelle für Jagdkunde und Wildschadenverhütung in Bonn, widmete sich ebenfalls einem relativ neuen Ansatz im Problemfeld „Mensch und Reh“. Wie begegnen Rehe unseren Aktivitäten?

So sind z. B. große Sprünge in Zeiten winterlichen Äsungsmangels kein Weiser für überhöhte Wilddichten, sondern entsprechen dem natürlichen Feind- und Sozialverhalten des Rehs. Der Zeitaufwand für das Sichern sinkt für das einzelne Tier mit zunehmender Größe des Sprungs – die Zeit zur Äsungsaufnahme steigt.

Rehwild hat keinen Wecker

Rehe gewöhnen sich relativ schnell an Hauptverkehrszeiten und passen ihren Aus- und Einwechsel diesen an. Nur verschieben sich diese Zeiten mit der Umstellung von Sommer auf Winterzeit und umgekehrt um eine Stunde – die Rehe ziehen verunsichert umher, die Zahl der Wildunfälle steigt.

Apropos Kalender – würde man den eigenen Jagdkalender mit dem Jahresrhythmus der Rehe konsequent



Der Einfluß jagdlichen Managements auf die Populationsentwicklung beim Rehwild wurde jahrzehntelang überschätzt. Die Bestände waren offenbar höher als angenommen

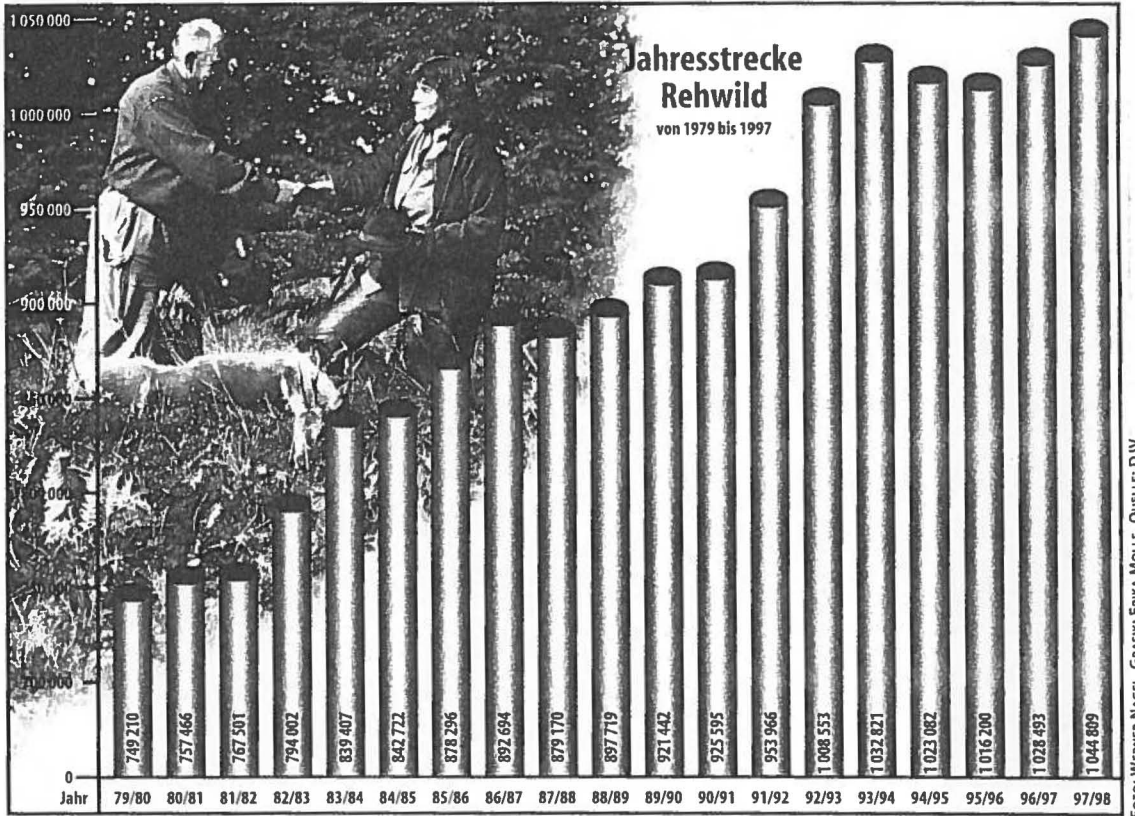
abstimmen, stiege automatisch die Freude an der Jagd – weil die Strecke stieg!

Apropos steigende Strecken – einige Regeln unserer Altvorden brachten jagdlich deutliche Vorteile: „Nach dem Schuß bleib stille stehen, Wild zieht fort, darf Dich nicht sehen.“ Eine Weisheit, die in unserer schnelllebigen Zeit nur allzuoft vergessen wird.

Schnell schießen, schnell herantreten oder -fahren, einladen und „weg“ ist heute oft das Motto. Das verbleibende Rehwild verhofft jedoch in der Waldrandzone und verfolgt das Hauspiel. Als Folge kennt das Wild den Jäger oft besser als umgekehrt und springt schon auf weite Entfernung beim Motorgeräusch seines Wagens ab, während es z. B. Spaziergänger auf nächste Entfernung vorbeimarschieren läßt. Viele vergebliche Ansitze und Pürschgänge sind das Resultat, weil das Wild schon beim Angehen längst „eingepackt“ hat.

Sehr nachdenklich stimmte ein Beitrag von Dr. Helen Müri aus Boniswil (Schweiz). Simple kartografische Eintragungen von unüberwindbaren Sperren – gezäunten Straßen, Siedlungsreihen usw. – zeigten, daß Rehwild mancherorts längst in gatterartigen Lebensräumen lebt. Wie dem Rotwild – nur in viel kleinerem Maßstab – fehlen auch dem Rehwild bereits heute die notwendigen Wanderkorridore und der Austausch mit benachbarten Beständen.

Es ist bekannt, daß junge Stücke aus dem mütterlichen bzw. väterlichen Einstand auswandern (müssen). In mehr oder minder weiten Exkursionen werden die umliegenden Reviere erkundet. Eine Schweizer Studie zeigt, daß die



Mobilität der Rehe mit zunehmender Straßendichte sinkt. Wie z. B. eine Autobahn an ungünstiger Stelle die Wanderbewegungen beeinträchtigt, wurde an markiertem Rehwild belegt. Wurden die Rehe im Untersuchungsgebiet zuvor durchschnittlich 4,2 Kilometer vom Markierungsort erlegt, sank diese Distanz nach dem Trassenbau auf nur noch 600 Meter!

Die Suche und der Erhalt von Wanderkorridoren – nicht nur für Reh- und Rotwild – ist eine zunehmend wichtigere Aufgabe von Jagd und Jägern.

Die Diskussion um das Pro und Contra der Rehwild-Fütterung spaltete sowohl die Referenten als auch das Auditorium in zwei Parteien. Doch kann man über Religionen nicht diskutieren.

Wie's anders geht, zeigte Prof. Anton Moser (FH Weihenstephan). Fakt ist, daß ein winterlicher Deckungs- und Äsungsmangel, verbunden mit einem hohen Störungsaufkommen in der freien Land-

schaft, zu Rehwild-Konzentrationen im Wald und häufig zu Wald-Wildschäden führt.

Im Sinne des Wildes, des Waldes und der „Feldjäger“ ist also eine Wiederbegründung von Deckungs- und Äsungsflächen außerhalb des Waldes dringend erforderlich. Die besten Möglichkeiten bieten Stilllegungsflächen. Hierbei ist folgendes zu berücksichtigen:

- Keine isolierten Flächen.
- Optimal sind Kombinationen aus Deckung und Äsung.
- Keine schmalen, linearen Strukturen.
- Nicht entlang von Wegen oder Straßen.
- Deckungsflächen (Sicht-, Frost- und Windschutz) sollten ein Hektar oder größer sein.

Wie wichtig es ist, die freie Landschaft zu einem Ganzjahreslebensraum für Rehe zu machen, verdeutlichte der bayerische Jagdreferent Dr. Paul Leonhardt. Mitarbeiter der Obersten Jagdbehörde in München haben die Abschussempfehlungen des Vegetationsgutachtens auf

den Waldanteil der Hegegemeinschaften durchleuchtet, und dabei einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Verbißsituation und der Qualität des Lebensraumes festgestellt. Bei den Hegegemeinschaften mit der Abschussempfehlung „erhöhen“ beträgt der Waldanteil im Mittel nur 38 %, bei den Hegegemeinschaften mit der Empfehlung „deutlich erhöhen“ gar nur 31 %. Die 43 Gemeinschaften, in denen der Abschuß gesenkt werden sollte, weisen hingegen einen Waldanteil von durchschnittlich 56 % auf.

Die Träger der Hoffnung, daß der Luchs zur Minderung des Konfliktes Wald/Wild beiträgt, wurden von Ulrich Wotschikowsky (Wildbiologische Gesellschaft München) enttäuscht. Zwar ist der Einfluß der Großkatze auf Rehwildbestände wohl höher, als bisher angenommen wurde. Doch tragen sowohl der Luchs als auch andere große Beutegreifer kaum zur Entzerrung der Situation bei.

FOTO: WERNER NAGEL. GRAFIK: ERIKA MOLLÉ. ÖKOPIF: DUV

FOTO: MATTHIAS HAMBLOCH

